



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

## Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

II. Der Jugendunterricht.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

## II.

## Der Jugendunterricht.

Ehe ich in meinen Vorträgen fortfahre, muß ich noch die Gründe betonen, die mich bewogen haben, die bezeichnete Epoche zum Gegenstande unseres Studiums zu wählen. Ich weiß ganz gut, daß Sie mir den Vorwurf machen können, ich hätte mir da eine ereignislose und — man könnte fast sagen — charakterlose Zeit ausgesucht, welche weder kulturelle Umwälzungen, noch irgendwelche besonders markierte Züge aufzuweisen hat. Entweder hätte ich weiter zurückgreifen sollen, — zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts z. B., wo in der großen französischen Revolution eine alte Gesellschaftsform zusammenbrach; oder aber weiter vorwärts, in eine Zeit, wo jene großartigen Ereignisse — die ich hier nicht näher bezeichnen darf — dasjenige erfüllten hatten, was damals erst als Furcht und Hoffnung vereinzelt Geistern vorschwebte, und wo die damals schon überlebten, aber noch existierenden Zustände schon endgiltig verschwunden waren. Aber ich gehe von der Ansicht aus, daß es lehrreicher und interessanter ist, die sogenannten „Übergangsperioden“ zu studieren, in welchen sich die künftigen Ereignisse langsam, aber doch fühlbar vorbereiten — lehrreicher, als das rasche Abspielen dieser Ereignisse selber zum Gegenstand dramatisch bewegter Schilderungen zu machen. Und für uns, die wir wissen, welchen Verlauf die nachherigen Kämpfe genommen haben, und wissen, wie bald und vollständig

die meisten damals herrschenden Einrichtungen und Ideen neuen — teils angebahnten, teils ganz ungeahnten — Einrichtungen und Ideen Platz gemacht haben; für uns ist es doppelt interessant, uns in jene Epoche zurückzuversetzen, wo so vieles dem nahen Untergang Geweihtes noch so weitverbreitet und scheinbar festgewurzelt da stand . . . Haben Sie beobachtet, wie, im Monat April, manche Bäume, die an allen Zweigen schwellende Knospchen tragen, noch mit dem dürren Laub des Vorjahres dicht behangen sind? Von einiger Entfernung gesehen, zeigt eine Gruppe solcher Bäume Farbe und Charakter des Herbstes; zahlreicher, größer, auffälliger als die jungen Triebe sind die welken Blätter und daher sind es diese, die dem Landschaftsbilde den Stempel verleihen. Ebenso in der Geschichte: die Epoche, welcher unser Kurjus gilt, war so ein herbstlich belaubter April; betrachten wir also jenes Bild, wie es sich den Zeitgenossen bot — ehe es von den tosenden Frühlingstürmen gänzlich verwandelt worden —, und vergessen wir dabei nicht, daß der Charakter des Bildes auf einer Täuschung beruht, da er dem Charakter der Jahreszeit nicht entspricht: wenn wir die über das ganze damalige Europa ausgebreiteten veralteten Bräuche, Gesetze, Anschauungen betrachten, die mit ihrer gelben Fülle alle schüchternen grünen Sprößchen überdeckten, so lassen Sie uns dabei denken — Herbstlaub im April!

Mein heutiger Vortrag gilt einer besonders verdorrten Gattung jenes Blätterwerks, welche ein gar großes Gebiet durchraschelte: ich meine den Schulunterricht. — Ich habe mir Lehrbücher und Schulprogramme aus den 1880er Jahren hergeholt und wenn ich dieselben mit den gleichzeitig vorhandenen — nicht für die Jugend bestimmten — wissenschaftlichen Werken vergleiche, so tritt hieran die Herbstlaubtheorie am deutlichsten hervor. Nichts war zu welk und zu dürr, um offiziell gelehrt zu werden. Im grellsten Widerspruch zu den Ergebnissen des frischen geistigen Treibens der Gegenwart standen die aus grauer Vergangenheit überkommenen Lehren, welche dem jungen Geschlechte obligatorisch beigebracht wurden und welche von diesem,

sofern es auch lebendige Sproßkraft besaß, später erst wieder abgeschüttelt werden mußten.

Dieser Gegensatz erklärt sich leicht: die Forschung war frei, der Unterricht an behördliche Programme gebunden; die Beiden konnten daher nicht gleichen Schritt halten. Der Zwang schließt das Wachstum aus. Nicht nur die Entfaltung neuen Lebens hindert jegliche Routine, sondern, was schlimmer ist, sie hindert das Absterben des Hinfälligen und das Wegräumen des Abgestorbenen. Tote Sprachen, tote Dogmen, tote Mythen — das nahm auf jenen Programmen den größten Platz ein; für die Bewegung des modernen Wissens blieb gar kein Raum. Wollte man den Kulturzustand jener Zeit nur nach ihren Schulbüchern beurteilen, so könnte man von den frühlings sprossenden Geistestrieben, die doch schon so mächtig anschwellten, nicht den leisesten grünen Hauch entdecken. Das Gelehrte stand hinter dem Gewußten um hundert Jahre zurück. Nicht so sehr in Bezug auf die Thatsachen der exakten Wissenschaften — hier mußte den neueren Entdeckungen mitunter Rechnung getragen werden —, als in Bezug auf die diesen Thatsachen entspringenden Folgerungen. Der Geist des Unterrichts war noch gefesselter, noch altertümlicher als dessen Stoff. Während z. B. die Entwicklungslehre, welche allmählig alle Wissenszweige zu durchdringen begann, eine ganz neue Weltanschauung schuf, der sich die bedeutendsten Geister enthusiastisch angeschlossen, ward diese Idee in den Schulen ganz totgeschwiegen. Dort ging die Theorie von dem Grundsatz aus, daß die Welt und alles, was in ihr enthalten ist, als fertige Schöpfung ins Leben getreten sei. Dieses Fertige mit Systemen, die sich ebenfalls als fertig hinstellten, zu erklären, war die Aufgabe der Schule. Dem Schüler ging niemals eine Ahnung davon auf, daß die Dinge, von welchen die Wissenschaften handeln — Erde, Sprache, Moral, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich — langsam entstandene, tausendfach umgewandelte und zu neuen Umwandlungen bestimmte Erscheinungen seien; und noch weniger dämmerte ihm der Verdacht, daß auch die Erkenntnis dieser Dinge eine noch unvollständige,

änderungsfähige und erweiterungsbedürftige sein könne . . . Das Fundamentdogma für den Lernenden war, daß es nichts Unbekanntes giebt — die Schule war der Born der Gewißheit; es handelte sich nur darum, recht fleißig zu schöpfen. Den ganzen Vorrat konnte ein Einzelner natürlich nicht in sich aufnehmen, aber jeder aus diesem allhältigen Born geholte Tropfen war ein Tropfen der Weisheit und Wahrheit. Unfehlbarkeit ist nämlich das Attribut, welches jede eingesetzte Macht für sich beansprucht, und so finden wir den Unfehlbarkeitsston nicht nur in den päpstlichen Bullen und staatlichen Erlassen, sondern in jedem kleinsten, „zur Einführung in die Volksschulen genehmigten“ „Leitfaden“ angeschlagen. Die blödesten Fabeln, die von der zeitgenössischen Kritik längst als haltlos erkannten kindischsten Überlieferungen werden in apodiktischer, einen möglichen Zweifel gar nicht zulassender Weise vorgetragen, wie dieselbe eigentlich nur den mathematischen Lehrrätzen zukäme.

Besonders erbaulich erscheint es, wenn die gelehrten Wahrheiten je nach der politischen, nationalen oder religiösen Zugehörigkeit der betreffenden Gemeinde mit wechselndem Inhalt, aber in stets gleicher Sicherheitsform auftreten. Als Beleg hierfür kann ich Ihnen folgende Annonce vorzeigen, die ich in einer damaligen Zeitschrift gefunden habe: „Realiensbuch für Volksschulen von Rektor Karl A. K. Siebente verbesserte Auflage. Inhalt: Bilder aus der Geschichte. Naturlehre u. s. w. 1) Ausgabe für katholische Schulen. 2) Ausgabe für evangelische Schulen. 3) Ausgabe für Schulen beider Konfessionen.“ Von diesen drei Darstellungen mußten wenigstens zwei — vermutlich alle drei — falsch sein, und Falsches zu lehren, war also nicht nur erlaubt, sondern geboten. Dieser Gedanke erfüllt uns, die wir dem Sittengesetz der Wahrhaftigkeit unterstehen, mit Schaudern — mit dem gleichen Schaudern, welches die damalige Welt etwa vor Menschenfresserei und ähnlichen Wildheiten empfand. Aber daß es ein Verbrechen an dem erhabensten Gute der Menschheit, nämlich an der Erkenntnis, sei, etwas Ungewußtes als gewußt oder zwei sich gegenseitig aufhebende Dinge neben einander als wahr zu lehren, davon

mangelte dem damaligen Schulgewissen die Einsicht. Das Wort Laplaces: „Was wir wissen, ist wenig, was wir nicht wissen, ist unendlich“, welches auf dem Siebelfeld späterer Universitäten eingegraben wurde, fand damals bei den Pädagogen noch ebenso wenig Anwendung wie bei den Theologen — beider Wahlspruch lautete: „Wir wissen alles.“

Die Erkenntnis war ja eigentlich auch nicht der unmittelbare Zweck des öffentlichen Lernens. Was der Staat heranzubilden wollte, waren Staatsdiener und nicht Weltweise. Die Tugenden, die sein Unterricht einpflanzen sollte, waren in erster Linie Bürgertugenden, und so geschah es, daß, wenn draußen in der freien Gemeinde des Fortschritts neue Entdeckungen auftauchten und sich die Frage aufdrängte, ob dieselben in der Schule gelehrt werden sollten oder nicht, diese Frage nicht nach dem Maßstab der wissenschaftlichen Begründung der betreffenden Lehren, sondern nach demjenigen ihrer vermeintlichen Gefahr oder Nützlichkeit erwogen wurde. Ich habe Dokumente in Händen gehabt, aus welchen ersichtlich ist, daß in Deutschland einige hochverdiente Männer wegen einzelner im Lehrvortrage gemachter darwinistischer Äußerungen in Anklagezustand versetzt wurden, und daß ein Minister Falk in der Kammer gesagt habe, „man werde doch nicht von ihm denken, daß er jemals notorische Darwinisten in naturwissenschaftlichen Fächern der mittleren Unterrichtsanstalten anstellen werde!“ Das ist ungefähr eine Wiederholung dessen, was drei Jahrhunderte früher der Kopernikanische Lehre widerfuhr. Und so wie diese, trotz der anfänglichen Anfechtungen und Abwehungen, endlich doch Eingang in die Schulen gefunden, so war der Entwicklungstheorie — gegen welche keine Scheiterhaufen mehr errichtet waren — ein gleiches und viel schneller zu erreichendes Resultat sichergestellt. Nie war es die offizielle, programmäßige Wissenschaft, sondern immer nur das außerhalb der Schulmauern frei betriebene Studium, welches neue Entdeckungen und große, weltumwälzende Anschauungen ins Leben förderte. Das Recht, der Jugend gelehrt zu werden, mußten diese Entdeckungen so langsam erkämpfen, daß sie erst

mehrere Generationen später von ihrem Range als erkannte Thatsachen zu dem Range eines autorisierten Lehrgegenstandes aufrücken konnten. Im Lauf der Dinge trat immer ein Zeitpunkt ein, wo der Stand der sich frei entwickelnden Wissenschaft das Niveau der festgebannten Schulgelehrsamkeit überschritten hatte, und dann mußte das zu eng gewordene Programm erweitert werden. Dies geschah immer nur nach Widerstand und mit Widerwillen. Wenn sich auch Geneigtheit zeigte, Neues aufzunehmen, so war man doch hartnäckig abgeneigt, Altes fallen zu lassen. Die Notwendigkeit, den modernen Sprachen einige Stunden einzuräumen, sah man wohl ein; aber die Zumutung, die alten Sprachen aufzugeben, erschien als Kezerei; den neuen Disziplinen, welche von der sich immer mehr verzweigenden Naturkunde eingeführt wurden — wie Geologie, Paläontologie u. s. w. — sollte auch Platz geschafft werden, dabei aber kein Abschnitt der vorhandenen physikalischen und naturgeschichtlichen Lehrbücher verloren gehen; die Ereignisse der jüngsten Geschichte, die Ergebnisse der letzten geographischen Forschungsreisen sollten studiert, dafür aber keine Episode der punischen Kriege und kein Flüßchennamen des makedonischen Reiches vernachlässigt werden; kurz, das Wissen sollte nicht an Gehalt und Wert, sondern an Ausdehnung zunehmen; die Unterrichtsstunden wurden immer vermehrt, ebenso die Studienjahre, und die Kindheits- und Jugendzeit ward bald zur geplagtesten, gequältesten des Lebens: hundert körperliche und geistige Gebrechen zog die Überanstrengung nach sich — gekrümmte Rücken, schwächliche Lungen, kurzsichtige Augen, stumpfe Geister . . . uns schaudert bei diesem Jammer! Wir können es kaum begreifen, daß die Zwangs- und Bevormundungsmethode, mit welcher der Staat nach so vielen Seiten hin seine hemmende Protektion ausübte, sich auch auf die den Kindern zu reichende Geistesnahrung erstreckte; daß er sich das Recht nahm, alle aufwachsenden Bürger einer geregelten Kopfmästung zu unterziehen. Kontrolle, Revision, hohe Genehmigung, Examen, Zensur, — und wie alle diese obrigkeitlichen Einschreitungen heißen, bei deren Nennung der Genius

der Freiheit unwillig die Achseln zuckt, — alles Dinge, von welchen sich das Privatleben, die Gewerbe, die Künste und die Wissenschaften schon so ziemlich emanzipiert hatten, in der Schule walteten sie noch mit uneingeschränkter Macht. Alle Kinder, die begabten, wie die unbegabten, die rüstigen, wie die schwachen, die Söhne der Bauern, wie die der Adelligen, die künftigen Gelehrten, wie die künftigen Kaufleute, alle mußten bis zu einer gewissen Klasse nach einer Schablone geformt werden. Von einer späteren Klasse an, wenn die Berufswahl schon getroffen war, trat wohl eine kleine Differenzierung des Unterrichts ein; mit der Trennung der Fakultäten trennten sich auch einige Disziplinen, aber die Abweichung war keine bedeutende: ob Einer Arzt, Priester, Philolog oder Jurist werden wollte, immer war die lateinische Sprache Hauptsache und sämtliche Beamtenlaufbahnen mußten auf Grundlage des römischen Rechts vorbereitet werden.

Sie können sich wohl vorstellen, meine geehrten Zuhörer, was das gesetzlich gebotene Festhalten an alten Lehrgegenständen und das praktisch nicht zu vermeidende Aufnehmen neuer Thatsachen zur Folge hatte: Überbürdung einerseits, Widerspruch andererseits; ganze Schuttberge von unnütz Gewordenem, ganze Schlachtfelder von einander bekämpfenden und sich gegenseitig vernichtenden Theorien. Gegen beide Gefahren wandte wohl die Natur des Schülers einen Schutz an: den Wust des Unnützen vergaß er, die einander widersprechenden Ideen verstand er nicht. Ohne diese beiden Hilfsmittel — Vergesslichkeit, Verständnismangel — hätte jeder Jünglingskopf unfehlbar bersten müssen.

Von vielen Lehrgegenständen mußten die Anhänger der alten Programme selber zugeben, daß sie für das praktische Leben keinerlei Nutzen brächten und daß sie unmöglich im Gedächtnis behalten werden konnten, aber da hatte man ein Argument für die Zuträglichkeit dieser Studien bereit: — man nannte sie „Gymnastik des Geistes“. Von dem Gelernten hatte man nichts brauchen können und es war auch fast nichts davon geblieben — einerlei: es hatte das Gedächtnis und den Ver-

stand geübt. Mag sein — aber was würde man zu einer Gymnastik des Magens sagen, welche darin bestünde, Sand und Kieselsteine zu verschlucken? Die Kau- und Verdauungswerkzeuge wären dabei vielleicht geübt worden, aber nichts wäre assimiliert, nichts hätte den Blutreichtum vermehrt, nichts dem Gaumen geschmeckt.

Der Widerspruch zwischen dem, was der Knabe in der Schule — namentlich in der Katechismusstunde — lernen mußte, und den Anschauungen, die in der Familie und der Welt herrschten, war damals schon ein ziemlich allgemein erkannter Widerspruch; weniger bemerkte man den Gegensatz, der sich innerhalb der Schule selber einstellte, wo in der einen Lektion dasjenige eingeschärft wurde, was in der nächsten wieder aufgehoben ward. Kaum hatte der Professor der Physik das Axiom von der Beharrlichkeit der Naturgesetze vorgetragen, so verkündete der Religionslehrer die Wunder der Bibel, und neben solchen auffallenden Widersprüchen hundert andere, minder scharfe, aber dennoch geistverwirrende, bei allen Gegenständen, welche, gleichzeitig gelehrt, verschiedenen Entwicklungsstufen der Wissenschaft angehörten. Während z. B. der Vortrag einer neueren Disziplin, wie die Geologie, die langsame Formation und stete Wandlung der Gebilde anschaulich machte, ging aus der Lehre der älter eingeführten Naturgeschichte die Vorstellung einer plötzlichen Schöpfung scharf abgegrenzter Formen hervor. Natürlich: jede neue Wissenschaft, wenn sie endlich den Eingang in die schwer zu erobernden Katheder gefunden, brachte den Geist ihrer Zeit mit, und die alteingesessenen Lehren ließen an dem Geiste der Zeit, wo sie schulfähig geworden, nichts ändern. Der unglückliche Student, der sich etwa befleißigte, aus jedem Gegenstande die daraus entspringende Anschauungsweise herauszusuchen und aufzufassen, mußte in ein solches Wirrsal von einander gegenseitig ausschließenden Ideen verfallen, daß ihm schließlich gar keine Idee aufrecht blieb und er zu dem einzigen Mittel griff, welches den Schulzweck erreichen half, nämlich — auswendig lernen. Das Endziel des ganzen Kursus war ja auch nur die Prüfung und diese konnte man sicher bestehen,

wenn man die Paragraphen der verschiedenen Lehrbücher gut memorirt hatte. Wenn es also eine geistige Fähigkeit gab, die durch den Schulunterricht gymnastisch geübt wurde, so war es das Gedächtnis, nicht aber die Vernunft. Aber auch das Gedächtnis hat seine Grenzen. Endlich wuchsen die Lehrgegenstände, die neu aufgenommen werden mußten, so riesig heran, daß eine tägliche Lernzeit von vierundzwanzig Stunden und ein Studienkursus von siebenzig Jahren dem Schüler nicht mehr genügt hätten, um das Maturitätszeugnis zu erwerben. Da wurden denn von den alten Disziplinen nach und nach doch einige hinausgedrängt, oder wenigstens einigermaßen ihrer Weitläufigkeit entlastet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir heute bestellt wären, wenn das Prinzip von der Notwendigkeit, die toten Sprachen und ihre Litteraturen zu erlernen, sich aufrecht erhalten hätte, und wir nun Goethe, Shakespeare, Hugo, Leopardi, Puschkin — und wie alle diese alten Klassiker heißen — in der Ursprache studieren müßten; — dabei alle seit jener Zeit vorgefallenen kriegerischen und politischen Ereignisse mit derselben Detailtreue, mit welcher damals Geschichte vorgetragen wurde, auch jetzt noch behalten sollten und neben unseren gewöhnlichen Fächern, als da sind Soziologie, Evolutionsmoral, Stenographiekunde u. s. w., auch die früheren, schwerfälligen, längst überholten Dinge lernten. Sie ergänzen wohl das eben angewandte Undsowweiter, welches ich gebrauchen mußte, um nicht — meinem Programm entgegen — Wissenschaften zu nennen, welche in der Zeit, auf deren Sprachweise ich mich beschränke, noch ganz ungeahnt waren. So wie damals ein in altrömischen Geiste abgefaßter Kursus der Geschichte Roms nicht von der Elektrizitätslehre, von Nationalökonomie und monistischer Philosophie hätte handeln dürfen, ebensowenig darf ich der Wissenserrungenschaften erwähnen, welche die Signatur unserer gegenwärtigen Zeit abgeben.

Was ich hauptsächlich dem Schulunterricht jener Epoche zum Vorwurf mache, ist, daß er hinter dem Geiste seiner Zeit zurück war, und daß die naturgesetzlich gebotene Änderung der Programme immer auf so starren Widerstand stieß, auf

die Unerkenntnis der Notwendigkeit, daß der Entfaltung des Lehrwesens Spielraum gelassen werde. Hundert Jahre früher lastete auf Handel und Gewerbe dieselbe systematische Aufsicht, wie solche damals der offiziellen Jugenderziehung vorstand. „Die Regierung“ — so zitiert Stuart Mill in seiner „Political Economy“ — „entschied über die Personen, welche beschäftigt, die Artikel, welche angefertigt, das Material, welches gebraucht, die Proceedur, welche befolgt werden, und die Eigenschaften, welche die Erzeugnisse besitzen mußten. Staatsbeamte zerbrachen die Webstühle und verbrannten die Waren, welche nicht dem Gesetz gemäß angefertigt worden. Verbesserungen waren ungesetzlich und Erfinder wurden mit Strafen belegt.“ Daß unter solchem Regime die Industrie nicht gedeihen konnte, war hundert Jahre später, nachdem die Gewerbefreiheit eingetreten, wohl Jedermann einleuchtend; daß aber genau dasselbe System, auf den Unterricht angewendet, — wo auch die Lehrer angestellt, die Methoden vorgeschrieben, das Lehrmaterial geprüft, die Neuerungen verdammt und die Neuerer entlassen wurden — fördernd wirken sollte, war noch immer das der ganzen Schulorganisation zu Grunde liegende Postulat.

Der Abstand, der zwischen dem Geiste des öffentlichen Unterrichts und demjenigen der hervorragenden wissenschaftlichen Autoren lag, läßt sich besonders deutlich an den Lehrbüchern der Geschichte ersehen, wie selbe in den Schulen und wie in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ im Umlauf waren. Während unter den letzteren die Buckle, Taine, Scherr, Hellwald, Tylor u. A. eine Geschichtskunde lieferten, die den Entwicklungsgang der menschlichen Geschichte unter den Einflüssen des Klimas und der Bodenverhältnisse, des industriellen Wettbewerbs, der Zunahme des Wissens u. s. w., nicht nur zu erzählen, sondern auch zu erklären suchten — brachten die offiziellen Geschichtsbücher immer noch ausschließlich Schlachtenberichte und Regentenchroniken, als ob das Schicksal der Völker einzig von den durchgemachten Kriegen und von den Thaten ihrer Herrscher abgehängt hätte. Wurde nebenbei doch vom Stand der Gewerbe und Künste, von bedeutenden Bauten u. s. w.

berichtet, so ward dies gleichfalls in die Fürstenbiographien eingereiht. Da hieß es z. B.:

„Als Sesostris nach neunjähriger Kriegführung mit reicher Beute und einer Anzahl von Gefangenen in seine Staaten zurückkehrte, ließ er jene an der Affainierung und Verschönerung Egyptens arbeiten. Er erbaute Städte und ließ Straßen anlegen, damit die Bewohner während der Überschwemmungen miteinander verkehren konnten. Die Denkmäler, die er erhob, sind zahllos. Er erbaute — oder beendete — den großen Tempel Phtah in Memphis, das Ramasseum in Theben, die herrlichen Bauten von Karnak, die Obelisken von Luxor und die beiden in den Fels gegrabenen Tempel von Ibsambul.“

Noch fleißiger war Semiramis, welche, nachdem sie sich im neuunterjochten Babylon niedergelassen, daselbst nachstehende Arbeiten verrichtet hat:

„Die Stadt wurde mit einer 480 Stadien langen Mauer umgeben, die so breit war, daß sechs Wagen nebeneinander darauf fahren konnten. Nachdem die ersten Arbeiten vollendet, wählte die Königin den Platz, wo der Euphrat am schmalsten war, und warf eine fünf Stadien lange Brücke darüber. Dann ließ sie an jede Seite des Flusses einen Kai bauen, dessen Mauern ebenso breit waren, wie diejenigen der Stadt und an beiden Enden der Brücke ließ sie zwei thurmflankierte und mit dreifachen Ringmauern umgebene Schlösser sich erheben. Semiramis (so erzählt Diodoros weiter) vollbrachte noch eine andere wundervolle Arbeit. Sie grub ein riesiges Becken, in welches der Fluß abgelenkt wurde; während er dorthin floß, beeilte sie sich, in dem trocken gelegten Bette eine Gallerie zu bauen, welche von einem jener Schlösser zum andern führte. Dieser Bau ward in sieben Tagen vollendet und als dann der Fluß wieder in sein Bett zurückgelenkt worden, konnte die Königin trockenen Fußes von einem Schloß in das andere gelangen. Endlich erbaute sie in der Mitte der Stadt den Baaltempel. Nachdem Babylon so verschönert worden und der Bevölkerung im Falle eines plötzlichen Überfalles ein sicheres Asyl bot, ging Semiramis die aufständigen Meder unterwerfen und

die Stadt Gebatan gründen, welche sie mit Wasser versorgte, indem sie in den Berg Dront einen 43 Meter tiefen Kanal graben ließ, der in einen jenseits des Berges liegenden See mündete. Von da ging sie nach Persien, dann nach Armenien, wo sie beim See Van die Stadt Arcisso erbaute, hierauf unterjochte sie Egypten und Ethiopien . . . "

In der antiken Welt bestand die Geschichtsschreibung überhaupt aus nichts anderem, als den glorifizirenden Erzählungen von Herrscherthaten; und so zeigte dieselbe noch ganz deutlich ihren Ursprung: nämlich die um das Lagerfeuer der Wilden gemachten Erzählungen von den Jagd- und Kriegserfolgen des Häuptlings — Erzählungen, welche, wenn der gegenwärtige Tag kein Abenteuer bot, sich auf die Erlebnisse eines verstorbenen Häuptlings bezogen und, indem sie von Mund zu Mund weitergingen, immer an Großartigkeit und Wunderbarkeit zunahmen. Als die Schrift erfunden ward, ward dieselbe benützt, um die Thaten der Könige mit Hieroglyphen und Keilzeichen in Stein zu graben, später mit Buchstaben auf Pergament zu schreiben und endlich mit Druckerschwärze in Büchern zu vervielfältigen — der Geist blieb derselbe: in den Schulen des neunzehnten Jahrhunderts wurden die wilden Lagerfeuer geschichten weiter erzählt. Immer fuhr man fort, die aus tausend verschiedenen Gründen und Einflüssen erstehenden Kulturzustände dem Willen und der Thätigkeit einzelner Regenten zuzuschreiben und nur als nebensächlich, hinter den kriegerischen Erfolgen einhergehend, zu erwähnen. Von Karl dem Großen lese ich in einem der Jugend von 1880 bestimmten Buche:

„ . . . Denn gerade die Sorge für Kultur macht den blutigen Eroberer Karl ganz besonders ehrwürdig: er eroberte, um einer barbarischen Welt die wahre Religion, Gesittung, Nationaleinheit und blühenden Wohlstand zu geben. Die Klöster gestaltete er so um, daß von ihnen nicht nur das Licht des Glaubens, sondern namentlich die Förderung der Wissenschaften ausging. An seinem eigenen Hofe stiftete er eine gelehrte Gesellschaft. Noch als Mann lernte er schreiben, er, der Sieger in Schlachten, und versuchte sich in Erlernung der

Sprachen. Vorzügliche Liebe wandte Karl der Förderung und Ausbildung der deutschen Sprache und Litteratur zu. Mit Denkmälern der kirchlichen und weltlichen Baukunst schmückte er den deutschen Boden. Ebenso versuchte Karl, das schwarze Meer und die Nordsee zu verbinden, durch einen Kanal, der die Donau mit dem Main verbände. Blieb es auch nur ein Versuch, so zeigte es doch die Größe und Weite seiner Gedanken; eine lange Reihe heilsamster Staatsanstalten führte er durch . . .“

Ist das nicht derselbe Stil, in welchem bei den Alten die Thaten der Sesostris und Semiramis verkündet wurden? Alles, was unter einer langen Regierung geschehen, alle Fortschritte der Erkenntnis, alle Erfolge der arbeitenden und handeltreibenden Klassen, die Werke der Architekten und Ingenieure, der Gelehrten und Künstler — alles war nur vom Könige besorgt, in der Ruhe, die er zwischen zwei Kriegen fand. „Sprache und Litteratur entwickelte er“ — der erst als Mann anfang schreiben zu lernen. — Und wie herablassend von ihm, „dem Sieger in Schlachten,“ sich eine so demütige Kunst, wie die Schreiberei, aneignen zu wollen!

Eine solche kindische, dem wahren Vorgang der Dinge so widersprechende Darstellungsweise erscheint uns heute als das Zeugnis einer unglaublichen Rohheit des historischen Urteilsvermögens. Auch damals fanden sich schon gar Viele durch eine so antiwissenschaftliche Methode verletzt, und der Drang, die Kulturgeschichte, wie selbe der Wahrheit entspricht, dem öffentlichen Unterricht einzuverleiben, machte sich allenthalben fühlbar. Aber die Routine, der Zopf, der Pedantismus, der Schlendrian — oder wie alle die Formen heißen, welche das Naturgesetz der Trägheit annimmt, wenn es in Rektorsköpfen waltet — stemmten sich heftig gegen solche Neuerung. Dem schon einmal zitierten Artikel M. Duruys entnehme ich auch eine diesbezügliche Stelle:

„Die Geschichte des sozialen Lebens der Völker, ihrer Gebräuche und so weiter, ist jedenfalls ein Faktor, den man nicht ganz vernachlässigen soll; aber, was man auch thue, das Studium

der territorialen Gestaltung der Staaten durch den Krieg, durch die Diplomatie und durch das Genie ihrer großen Männer wird immer die Grundlage und den Hauptanziehungspunkt des öffentlichen Geschichtsunterrichtes bleiben.“

Ein zweiter auffälliger Zug damaliger Geschichtskunde war das zähe Festhalten an Anekdotenfram. Wenn man den historischen Klatsch betrachtet, der da die unerheblichsten Ereignisse, die gehaltlosesten Ausprüche, die sämtlichen Liebes-, Heirats- und Mordgeschichten aus dem Privatleben der Fürsten kolportiert, so steht dies in gar nichts dem verpönten Klatsch altweiberischer Kaffeegesellschaften nach. Verleumdet und gelogen, erfunden und leichtgläubig wiederholt ward in beiden Klatschkategorien — der historischen, wie der strickstrumpflichen — in gleichem Maße; der Unterschied war nur der, daß die Frauenbasen ihre Mitteilungen auf die in nahen Kreisen lebenden Bekannten beschränkten, während die Professoren den Schülern erzählten, was Cyrus mit seinem Großpapa gesprochen; was der schmutzige Diogenes dem Alexander sagte; wie am Hofe Eduard III. eine Dame ihr Strumpfband verlor; wie Wilhelm Tell — der vielleicht niemals existiert hat — so geschickt einen Apfel abgeschossen; wie viel Maitressen von Ludwig XV. und wie viel Günstlinge von der großen Katharina beglückt worden; wie viel Eier der brave Schweppermann zu essen bekam; wie — wenn schon von Eiern die Rede ist — Christoph Columbus das seine auf den Tisch stellte; wie Karl V. des Malers Pinsel vom Boden aufhob; wie durch Heiraten dieses oder jenes Königs mit dieser oder jener Prinzessin das Land um eine als Mitgift gebrachte Provinz bereichert wurde; schließlich wie Haß und Neid und Herrschsucht die verschiedenen Thronkandidaten bewog, Verschwörungen anzuzetteln, um sich gegenseitig mittels Ränken oder, wenn's nicht anders ging, mittels Dolch und Gift zu stürzen.

Ein dritter Zug der Historiographie war der platte Schmeichelgeist, die kriechende Bewunderung vor der Macht, mit welcher die Lebensgeschichten siegreicher Regenten erzählt wurden. Auch ein Erbstück aus barbarischen Zeiten und wilden

Vändern. unter den Fidschis hielt noch damals der ungefesselte Mann still, um sich den Kopf abschlagen zu lassen, wenn es hieß, daß dies des Königs Wille sei. Wenn nun freilich auch Lehrer und Schüler nicht mehr so still gehalten hätten, wäre Ähnliches über sie dekretiert worden, so zögerten sie doch nicht, die kopfabschlagenden Fürsten der Vergangenheit mit den Titeln „der Große“, „der Weise“, „der Gütige“ zu bedenken und die Berichte ihrer Grausamkeiten mit ehrfurchtsvoller Anerkennung zu wiederholen. Schlagen wir nochmals in dem vorhin angeführten Geschichtsbuche nach:

„Als Karl im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens den Thron bestiegen — dies die Worte seines Enkels Neithard —, sei er jedem Zeitgenossen an jeglicher Weisheit und menschlicher Tugend überlegen gewesen, Allen gleich liebenswürdig und schrecklich, Allen gleich bewundernswert . . .“ Nun wird weiter erzählt, wie dieser Karl gegen die Sachsen zog und „alles Land bis zur Weser mit Feuer und Schwert verwüstete“, wie er zu Orheim die betäubten Völkerschaften unter den härtesten Bedingungen den Eid der Unterwerfung schwören ließ: . . . „Jeder Sachse, der seine Toten nach altem Brauche verbrennen, sich der Taufe durch Flucht entziehen oder in den Fasten Fleisch essen würde, sollte hingerichtet werden. Die Todesstrafe setzte er ausdrücklich auf jedes Festhalten am Heidentum. Mit Strenge wurden die Zehnten eingetrieben, mit Strenge die Frohnarbeit am Bau der Kirchen, der Zwingburgen und der Verschanzungen gefordert. Ein vom Rhein gesandtes Hilfsheer zog die Trümmer der geschlagenen Sachsen an sich und machte einen Vertrag mit Wittekind. Aber Karl selbst brach den von seinen Heerführern eingegangenen Vertrag. Er überfiel mit ungeheurer Kriegsmacht die Sachsen und lud Edeling und Freisassen vor sich. Viertausendfünfhundert erschienen; Karl ließ sie umringen und alle an einem Tage bei Verden an der Aller enthaupten.“

Das war der mit „allen menschlichen Tugenden“ geschmückte Kaiser, das war Carolus — magnus, Karl der Heilige.

Obiger Passus — der Verrat an den 4500 — steht auf Seite 95 unseres Buches, und auf Seite 99 sagt der Autor: „Das war ein Mann, das war ein König, wie er sein soll!“

In dieser Nebeneinanderstellung von Bericht und Urteil liegt das Empörende, nicht so sehr im Bericht selber. Der unparteiische Forschungsgeist braucht vor der Aufdeckung stattgehabter Greuel nicht zurückzuweichen, da dieselben das richtige Bild der betreffenden Epoche liefern; aber neben den Thatfachen des barbarischen Zeitalters auch die derselben Zeit entsprechende Auffassung hinzuzufügen, das ist das Unverantwortliche und Fortschrittswidrige an dieser Methode. Wenn ein europäischer Reisender erzählt, was er unter den Kannibalen gesehen, so wird dies belehrend sein; aber er braucht der Beschreibung eines den Göttern zu Ehren veranstalteten Festessens aus Menschenfleisch nicht in Kannibalenton hinzuzufügen: Das schmeckt! Das freut die Götter! Ebenso hätte der Zeitreisende des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er die entfernten Gebiete vergangener Jahrhunderte explorierte, sich des Fehlers enthalten sollen, in seinen Kommentaren den Geist und die Gesinnungen wiederzugeben, in welchen die alten Chroniken verfaßt waren. Nicht daß das entgegengesetzte Verfahren notwendig gewesen wäre, nämlich jede aus barbarischer Zeit erzählte That vom Standpunkte der vorgeschrittenen Humanität zu betrachten und zu tadeln. Dadurch wäre gleichfalls ein verzerrtes Urteil entstanden, denn die Anschauungen und Begriffe, kraft welcher jene Thaten verdammenswert erscheinen, waren zur Zeit, als diese verübt wurden, noch gar nicht vorhanden. Der Maßstab von Pflicht und Ehre hat sich stetig verändert und es ist eine Ungerechtigkeit, einen später erlangten Maßstab an frühere Handlungen anzulegen. „Ach hüten wir uns“ — sagt ein damaliger Autor, Melchior de Voguë, sehr richtig — „hüten wir uns, Geschichte von jenem kindischen Standpunkte zu schreiben, als wäre das menschliche Gewissen ein unwandelbares, ewig gleiche Aspekte zeigendes Gebiet; nein, daselbe ist so wenig, wie alle anderen Dinge,

dem unaufhörlichen Wandel der Jahrhunderte entgangen. Wenn wir diese Wahrheit nicht erkennen, so wird uns alles unbegreiflich und empörend erscheinen in den Annalen der Vergangenheit und wir werden jenes strahlende Gesetz des Fortschritts nicht wahrnehmen, welches beständig das verfeinerte Gewissen der Menschheit zu größerer Gerechtigkeit erhebt."

Es wirkt also ebenso verwirrend, wenn man vom ethischen Gesichtspunkt einer vorgerückteren Zeit die Zustände und Charaktere vergangener Jahrhunderte betrachtet, wie wenn man den im damaligen Schulunterricht viel häufigeren Fehler begeht, die barbarischen Thaten einer entrückten Vorzeit in barbarischem Tone zu erzählen. Die absolute Gleichgiltigkeit, welche das Attribut der Wissenschaftlichkeit ist, muß auch dem Vortrag der Geschichte eigen sein.

Aber die Enthaltung von lobenden und tadelnden Randglossen thut's nicht allein. Auch die trockene Wiederholung von in alten Chroniken gehäuften Thatfachen zieht eine irreleitende moralische Bedeutung nach sich. Das bloße Erzählen gewisser Begebenheiten, auch ohne Kommentar, setzt stillschweigend die Wichtigkeit oder die Bewunderungswürdigkeit dieser Thatfachen voraus — denn warum würden sie sonst überhaupt erzählt werden? Gelernt werden müssen, noch dazu? Und dieses Lernen als nützlich und bildend gelten? Unwillkürlich, auch wenn er nicht dazu aufgefordert wird, zollt der Schüler eine gewisse Ehrerbietung denjenigen Thatfachen, die so bedeutend waren, daß sie aus entfernter Vergangenheit bis zu ihm gelangen konnten, daß sie „geschichtlich“ geworden, ein Begriff, der ihm als der Gipfelpunkt der Wichtigkeit erscheint. Neben dem Respekt vor den Personen, die dieses „Geschichtliche“ geleistet haben, — und meistens sind es rohe Gewaltthaten, die da erzählt worden —, erwacht in ihm der ehrgeizige Wunsch, auch solches leisten zu können. Oder, wenn er sich dazu auch nicht fähig fühlt und einsieht, daß in jetziger Zeit zu gewissen Großthaten keine Gelegenheit geboten ist, so stellt sich doch für das Erzählte ein Gefühl des moralischen Beifalls auf zwingend logische Weise von selber ein. Die Kinder sind

überhaupt meist logischer in ihren unbewußten Schlüssen, als die Unterweiser es in ihren mechanischen Vorträgen sind; denn sie horchen mit der ganzen frischen Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf, während jene oft nur gedankenlos wiederholen, was die Routine vorschreibt. Logisch wäre es von Seiten der Geschichtslehrer gewesen, wenn sie gewisse aus der Vorzeit überkommene Berichte, welche im Lichte der jeweiligen Anschauung unerheblich oder sogar verlezend erschienen — nicht etwa kritisiert, sondern einfach aus dem Unterricht gestrichen hätten. Die ausführlichen, sich endlos wiederholenden Berichterstattungen über die Einzelheiten der Schlachten, über die Greuelthaten machthabender Helden mochten wohl zu einer Zeit am Platze sein, wo es überhaupt nichts Höheres und nichts Interessanteres gab, als die kriegerischen Ereignisse; wo keiner anderen Erzählung mit gleicher Spannung gelauscht wurde, wo auch die Dichterleier nichts Anderes zu besingen fand, als Waffenthaten und Siege; aber solches paßte nicht mehr in ein Zeitalter, wo der Krieg zu einem bedauerlichen Ausnahmiszustand geworden war und wo auf den Feldern der Künste und der Wissenschaften schon viel schönere Lorbeeren blühten, als auf dem sogenannten „Feld der Ehre“.

In dieser Methode lag eine auffällige Verherrlichung der Barbarei und wirkte daher als künstliche Erweckung des durch die Kultur schon abgeschwächten, aber im Kinde noch immer schlummernden Grausamkeitstriebes. Diese demoralisierende Gefahr des Unterrichts übersah man ganz und gar, obwohl in anderer Richtung das Wort Sittlichkeit stets salbungsvoll im Munde geführt wurde. Mit allergrößter Strenge wachte man darüber, daß die Schuljugend ja nichts von dem Walten der Natur erfahre, welches der Fortpflanzung des Lebens vorsteht, am allerwenigsten von den damit verbundenen Erscheinungen von Wohlgefühlen; — aber von den vielfachen Arten, wie das Leben unter Qual und Schmerz vernichtet wird, davon konnte man ihr nicht genug erzählen und kein Detail der Grausamkeitswollust war zu raffiniert, um nicht die Kampfberichte der Vorzeit schmücken zu dürfen. Daß hierin

eine Unmoralität verborgen lag, eine gewiß entmenschendere, als diejenige auf dem als „tierisch“ verpönten erotischen Gebiete, davon hatte die damalige Zeit noch kein Bewußtsein. Alles, was zum sexuellen Leben gehört, wurde als entwürdigend — als dem Borstenvieh zukommend — erklärt und jede Anspielung darauf sorgsam aus den Jugendbüchern entfernt; dabei über sah man, daß die Akte roher Mordlust eigentlich den Raubtieren zukommen. „Pornographie“ nannte man die Schilderungen aus der ersten Kategorie — aber Tigrographie könnte man füglich nennen, was im Geschichtskursus der Jugend eifrig beigebracht wurde.

Ich will hier einige Beispiele des tigrographischen Stils anführen. Daß dabei Ihr Schamgefühl der Wilde — eine damals noch ungekannte Regung — durch manche Ausdrücke verletzt werden wird, darauf muß ich Sie gefaßt machen; Ihr ganzes Menschlichkeitsgefühl — was wir jetzt menschlich nennen — wird sich empören, wenn Sie hören, was dazumal den jungen Menschenkindern ohne Verschleierung und in unzähligen Wiederholungen vorgetragen wurde; ahnungslos, daß dadurch eine Verrohung des Gemütes, ein Zerknicken jener Blüte bewirkt wurde, deren Samen man andererseits durch Ermahnungen zur Nächstenliebe in die Herzen gesäet hatte. Denn darin liegt das Widersprechende, das Anstößige an der Sache, daß die tigrographischen Vorträge neben der Lehre: „Liebet eure Feinde!“ einherging und daß man, wie es scheint, gar kein Bewußtsein davon hatte, daß die beiden Systeme einander aufhoben. Überwinden Sie also gefälligst die Gefühle des Abscheus und des Ekels, welche die folgenden Anführungen aus den Schulbüchern unserer Ahnen Ihrem feiner und zarter gewordenen Gemüt — jene würden statt „fein“ und „zart“ vermutlich „schwach“ und „verweicht“ gesagt haben; wir aber sagen: Ihrem menschlicher gewordenen Gemüt — einflößen werden, und hören Sie zu:

„Es war im Jahre 1020 vor Christo, daß ein Häuptling, Namens Bel-Kat-Grasin, in Ninive die neue Königsdynastie gründete. Während anderthalb Jahrhunderten blieb dieselbe

ruhmlos. Die Eroberungen fangen erst wieder gegen 889 mit Touklat-Adar II. an, welcher durch seine Grausamkeit und seine Siege berühmt wurde. „Er stellte auf Pfählen die Leichen seiner Feinde aus,“ besagte eine Inschrift. Sein Sohn Assur-Nazir-Nabal (882) greift Armenien an. „Die Einwohner,“ so lautet eine in seinem Namen verfaßte Eingrabung, „zogen sich auf die Berggipfel zurück, damit ich sie nicht erreichen könne. In drei Tagen erklimm ich das Gebirge und ihre Leichen bedeckten die Abhänge wie die Blätter der Bäume.“ — Da eine Revolte hinter ihm ausbricht, kehrt er um. Die Auführer flehen um Gnade, aber er ist unerbittlich. „Ich tötete von je Zwei Cinen; den Rädelsführern ließ ich die Haut abziehen und bedeckte eine Mauer mit ihren Häuten. Einige wurden lebendig eingemauert, andere in meiner Gegenwart gekreuzigt und aufgespießt. Ich ließ ihre Köpfe in Form von Kronen aufhäufen und ihre durchbohrten Leichname in Form von Kränzen aneinanderreihen. Zwischen Trümmern erhellt sich mein Angesicht; in der Stille meines Zornes finde ich meine Lust.“ Auf einer anderen, in Ninive vorgefundenen langen Inschrift prahlt König Senecherib mit folgenden Großthaten: „In jenem Lande habe ich vierunddreißig große und eine Unzahl kleine Städte belagert und eingenommen; ich brannte sie zu Asche und ließ den Rauch ihres Brandes zum Himmel steigen, wie den Rauch eines einzigen Opfers.“ Eine Verschwörung aller südlichen Völker führte blutige Kämpfe herbei, deren letzter, den ein fürchterliches Gemetzel begleitete, dem Fürsten die Thore Babylons öffnete. „Auf dem Boden schwammen, wie in einem Strome, die Waffen und das Sattelzeug im Blute meiner Feinde, denn die Kriegswagen hatten ihre Leiber zerquetscht. Von den Toten machte ich Trophäen, den Lebenden schnitt ich die Hände ab. Die Stadt und ihre Tempel schlug ich nieder, von den Dächern bis zu den Grundmauern, und füllte den Kanal mit ihren Trümmern aus.“

Bermutlich übertreibt der gute König. Wie groß auch seine Macht und Heldenhaftigkeit gewesen, so viel wird er

doch nicht geleistet haben. Aber wenn er diese Worte geäußert oder sein schmeichelnder Biograph ihm dieselben in den Mund gelegt, so zeigt dies, wie das zu assyrischen Zeiten dem Volke zur Bewunderung vorgesteckte Ideal beschaffen war. Aber was soll uns die Thatsache zeigen, daß über zweitausend Jahre später die Schüler europäischer Gymnasien diese Legenden noch auswendig lernen mußten? Wie wichtig und wie belehrend war es doch, zu wissen, daß jener berühmte König Touklat-Adar II. hieß — ja nicht zu verwechseln mit Touklat-Adar dem Ersten —; daß jener Assur-Nazir-Habal, der sich aus Kadavern Kränze flocht, den Thron im Jahre 882 — nicht etwa 83 — bestiegen hat, und daß jener Andere, der sich mit Händeabschneiden die Zeit vertrieb, den Namen Senecherib führte? Geschah dies nur, um die Rohheit der alten Zeit vor Augen zu führen und sie mit der sanften Gesittung der Gegenwart zu vergleichen? Nein; denn die Detailmalerei des Greuels zog sich durch die ganze Geschichte fort, berichtete in gleich stolzem Prahlertone von den Dragonaden Ludwigs XIV. oder den Hekatomben eines Napoleon I. In dem schon öfter zitierten Buche: „Vaterländische Geschichte für die deutsche Jugend“ werden des Kaisers Rothbart Thaten in folgendem Stile erzählt:

... „Jetzt ließ er die Leichname der Erschlagenen und faules Nas in den Brunnen werfen — aber auch dies hielt den rasenden Durst der Belagerten nicht zurück ...“

... „Ausgemergelt, leichenhafte Gerippe, zogen die Besiegten aus der Stadt, wie aus dem Grabe hervor, und wandten sich nach Mailand. Ein Teil blieb in der Hauptkirche zurück, den Einzug des Königs zu erwarten. Dieser ließ die Stadt plündern und zu Ruinen ausbrennen. Denen von Pavia ließ er die Freude, die Türme und Mauern, die den Flammen widerstanden hatten, zu brechen und zu zerstören. Von dem Schutt Tortonas hinweg eilte der König im Triumph nach Pavia, der königlich gesinnten Stadt. Die Straßen waren mit Teppichen geschmückt, weiß gekleidete Jungfrauen zogen dem König entgegen und streuten Blumen;

die Schönsten der männlichen Jugend, die Priester, die Magistrate der Stadt, in festlichem Anzuge und Jubelhymnen singend, begrüßten den König als Triumphator. Die Krone auf dem Haupte, zeigte sich Friedrich am Jubilate-Sonntag in der Kirche des heiligen Michael dem Volke und drei Tage lang dauerten die Freudenfeste."

Und ein paar Seiten weiter:

"Er riß vom mailändischen Gebiete ohne Scheu die Stadt Monza und zwei Grafschaften ab und belehnte damit einen seiner Feldobersten, Gozwin. Der kaiserliche Kanzler Reinald erklärte, die Hauptpunkte des vom Kaiser beschworenen Vertrages mit Mailand gelten nichts mehr, sie seien durch die nachherigen Beschlüsse des Tages von Roncaglia aufgehoben. Dem mit Mailand verbündeten und in den Vertrag mit eingeschlossenen Cremona schickte der Kaiser den Befehl, es solle selbst seine Mauern schleifen und die Gräben ausfüllen. . . . Nach immerwährendem Wechsel des Sieges auf beiden Seiten, nach schrecklichen Verlusten an Menschenleben im Lager hüben und drüben, ergab sich endlich Mailand zu Ende des März 1162, ausgehungert, der Gnade des Kaisers. Fest und kalt wie ein Fels blieb der Rothbart gegen alle Bitten. Mailand verschwand, wie der Kaiser geschworen hatte, vom Angesicht der Erde: monatelang zerstörten sie daran mit Flammen und Brecheisen. . . ."

Und über das Ende dieses „großen“ Herrschers sagt sein Biograph:

. . . „Die Erkältung in dem kalten Gewässer übergab ihn einem schnellen Tode. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten schloß er für immer die Augen am 10. Juni 1190 im neun- undsechzigsten Jahre seiner großen Laufbahn. Als sein Sohn, in dessen Hand die Hand des Sterbenden ruhte, fühlte, daß das Gehäus des gewaltigen Geistes kalt war, da erhob sich ein ungeheures Wehklagen um die große Heldentugend, die jetzt aus der Welt hinweggegangen. Vier Tage lang beklagten sie den größten unter den Fürsten der Erde."

Sie werden mir vielleicht einwenden, daß der Zweck der Belehrung das Mittel der Greuelberichte heilige. Aber Belehrung um jeden Preis war es ja nicht, was der Unterricht zu bieten verpflichtet war, denn gar Vieles, was ebenfalls geschehen und auf die Nachwelt gekommen war, blieb der Jugend verschwiegen, da man es für „bedenklich“, „anstößig“, „unsittlich“ erachtete und die reinen Gemüther mit derlei nicht vergiftet werden durften. Die Feste der Venus in Griechenland, oder der Dienst der chaldäischen Mylitta, Göttin der Fruchtbarkeit, waren ja auch historische Thatsachen und man hätte sie in ihren Einzelheiten beschreiben können — aber dagegen legte die Tugend der Keuschheit strenge Verwahrung ein. Jene Tugend aber, die heute unser veredeltes Geschlecht als ihre menschlichste Tugend hochhält, die ich nicht beim Namen nennen darf, weil die Sprache, auf die ich mich beschränke, keinen Namen dafür hatte — eine Tugend, die über Grausamkeit viel peinlicher eröthet, als die damalige Keuschheit über Unzucht, die sogar in dem Worte „Grausamkeit“ etwas ebenso Anstößiges findet, als jenen in dem Worte Unzucht lag — diese Tugend war damals noch nicht geboren. Unsere Ahnen aus dem neunzehnten Jahrhundert empfanden noch ebensowenig Abscheu vor „glorreicher“ Menschenjänderei, als ihre um ein paar tausend Jahre entrückten Vorfahren sich vor dem schmachhaften Brauche der Menschenfresserei entsetzten. Ausdrücke wie: „die ganze Bevölkerung über die Klinge springen lassen“, „Städte einäschern“, „Länder verwüsten“, reihen sich in den Siegeschroniken der Eroberer wie die Perlen aneinander, und diese Perlendiademe waren es, mit welchen die Geschichtsschreiber jener Zeiten die Häupter ihrer Helden schmückten.

Weit mehr noch, als die Philosophie, welche sich einst offen die „ancilla“ der Theologie benannte, mußte die Geschichte Magddienste verrichten. Während alle anderen Disziplinen ihre Ketten schon abgeschüttelt hatten und unter ihnen die Losung galt: „die Wissenschaft ist frei,“ gab sich die Geschichte noch lange dazu her, ihrem Herrn, dem Staat, und ihrer Herrin, der Kirche, die Schleppe zu tragen: — sie mußte dazu dienen,

Gefinnungen zu formen. Physik, Geographie, Astronomie u. dgl. können nur Erkenntnisse geben, während Geschichte je nach dem Ton ihres Vortrags, sich dazu benützen läßt, sogenannte Grundsätze beizubringen. Wie viele Procente Hydrogen und Drygen im Wasser enthalten sind, wie die Bergspitzen der Cordilleren heißen, wie viele Meilen die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt, das mußte wohl in allen Schulen gleich gelehrt werden und beeinflusste auch nicht den Schüler in seiner Eigenschaft als zukünftigen Staatsbürger; aber die Ereignisse der Geschichte wurden an jedem Orte nach den dort herrschenden politischen und konfessionellen Gesichtspunkten — also an jedem Orte anders — erzählt und der eigentliche Zweck dieses Unterrichts war weniger die Kenntniß der mitgetheilten Thatfachen, als die Beibringung der mittels dieser Thatfachen demonstrierten Prinzipien. Loyalität, Vaterlandseifer, Gläubigkeit waren es in erster Linie, die da erlangt werden sollten; das objektive Wissen war hier nur Mittel, nicht Zweck. Und neben der Unwichtigkeit oder gar Heiligkeit des Zweckes kommt ja bekanntlich ein wenig Fälschung der Mittel nicht in Betracht. Da der Staat es übernommen hatte, die Kinder zu unterrichten, so benützte er die Gelegenheit, sie auch zu erziehen; natürlich suchte die absolutistische Regierung, sich sklavisch gesinnte, die monarchische — loyal gesinnte, und die republikanische — demokratische Bürger heranzubilden. Da ein solches Resultat weder durch chemische Experimente, noch durch arithmetische Figuren, noch durch geographische Karten erlangt werden kann, so mußte die Geschichte dazu herhalten, den Beweis zu liefern, daß die wünschenswerteste, vielmehr die alleinberechtigte, Regierungsform diejenige des Absolutismus, beziehungsweise der konstitutionellen Monarchie oder der Republik sei. Ferner mußte mit Hilfe der historischen Studien der patriotische Stolz genährt, die Kriegslust geweckt und der Rassenhaß geschürt werden. Alles dies ließ sich durch eine geringe Verdeckung der Thatfachen und, wo dies nicht zulässig war, durch die verschiedene Beleuchtung derselben leicht erreichen. Dem Theologen bot kein anderer Gegenstand aus dem Schulprogramm Gelegenheit, seine in der Kate-

chismusstunde vorgebrachten Lehren zu veranschaulichen und so wurde an der Hand der Geschichte darzuthun versucht, daß der Gang der Ereignisse nur im Hinblick auf den Triumph der jeweilig vertretenen Konfession sich abgewickelt hat. Hier war ein ergiebiges Feld für die Hinweise auf das Walten der Vorsehung, für die immer bereite Erklärung der göttlichen Weisheitsabsichten; — die ganze Historie diente sozusagen als Schema für die Bewegungen des „Fingers Gottes“. Dieser Finger wurde stets als damit beschäftigt dargestellt, alles so zu lenken, wie es zu den Zwecken und Ansichten des betreffenden Historiographen am besten paßte. So waren z. B. die Niederlagen im Kriege als Strafen geschickt, wenn sie den Feind, und als heilsame Prüfung, wenn sie den Freund trafen.

Ein sehr charakteristisches Muster geistlich-historischen Stils kann ich Ihnen in folgender Stelle einer mir vorliegenden alten Schrift bieten, betitelt „Weckstimmen“ und Mai 1886 datirt: „Nach der Sündflut gründeten die Menschen die Stadt Babel und wollten einen Thurm bauen, dessen Spitze hoch zum Himmel emporrage, damit er, weithin sichtbar, als Mittelpunkt ihrer Einheit diene. Gott störte das freche Beginnen, verwirrte die Sprache des einen und einzigen Volkes, schied es in verschiedene Stämme nach den Söhnen Noahs und zwang sie, über die Erde sich auszubreiten. Diese Sprachverwirrung und Scheidung war zugleich ein Werk der göttlichen Vorsehung, damit die Menschheit nicht abermals durch Üppigkeit verfallt, oder durch Tyrannei sich aufreibe. In Völker getrennt, konnte sie sich erhalten und zur Kultur voranschreiten. Gerade die Verschiedenheit der Sprachen bewahrte den Völkern ihr nationales Leben, ihren Charakter und ihre Existenz. Mochte auch ein Volk im Laufe der Zeit zu Grunde gehen, so erhob sich wieder ein anderes zu außerordentlicher Größe, wie z. B. die alten Egyptianer, Assyrier, Griechen und Römer. Mögen auch ungläubige Menschen über die Sprachverwirrung zu Babel spötteln, die Weltgeschichte bestätigt die folgenschwere That der göttlichen Vorsehung.“

In diesem Geiste wurde Geschichte in den Seminaren,

den Klosterschulen und — wenn auch minder grell — in den übrigen Schulen gelehrt. Wenn dieser Geist im Einklang gewesen wäre mit den Resultaten der anderweitig betriebenen Wissenschaften und mit dem allgemeinen Zeitbewußtsein, so wäre dagegen nichts einzuwenden und wir hätten einfach zu konstatieren, daß ein Jahrhundert, in welchem solche Schriften, wie die oben angeführte, ernsthaft genommen werden konnten, ein Jahrhundert der naivsten Unwissenheit war. Aber dem war nicht so. Die Ergebnisse, zu welchen die objektiv — nämlich ohne politische und konfessionelle Nebenzwecke — betriebenen Studien geführt hatten, waren ganz anderer Art. Da war man zu Ansichten und Einsichten gelangt, zu welchen die Geschichte — dort wo sie als „ancilla“ auftreten mußte — in direktem Widerspruche stand. Während durch die Naturwissenschaften die Überzeugung von dem Walten unabänderlicher Gesetze gewonnen worden, ward dort alle Augenblicke auf das Wunder göttlicher Einmischung gewiesen. Hier die Erkenntnis, daß die Natur überall den kürzesten und „den Weg der geringsten Kraftanwendung“ einschlägt, dort die vermeintliche Aufdeckung von der Vorsehung „verschlungenen Wegen“. Hier die Einsicht, daß die schärfste Prüfung, das tausendfach wiederholte Experiment, die Erwägung aller Irrtumsmöglichkeiten notwendig ist, um zu einer festzustellenden Wahrheit zu gelangen, — dort die kritikloseste Annahme jeder von verdächtigen Zeugen erzählten und aus trüber Quelle überkommenen Märe. Hier die Erfahrung, daß die „unendlich Kleinen“, die Infusorien, es sind, welche alles aufbauen und alles zerstören, daß überall das unmeßbar langsam Wirkende, durch unabsehbare Zeiträume sich Vorbereitende die jeweilige Gestaltung herbeiführt, — dort immer das Plötzliche, das fertig vom Himmel Herabfallende — wie z. B. die babylonischen Sprachen — und die sogenannte „Große-Männer-Theorie“, welche die Schicksale aller Reiche und Völker von dem Genius einzelner Helden und Führer ablenkt. Hier durch die Geologie gelieferte Beweise, daß die Existenz der Erde auf viele Hundert — vielleicht auf Millionen — Jahrtausende sich bezieht, — dort die ruhige Behauptung, daß unser

Planet ungefähr sechstausend Jahre alt sei. Hier die astronomische Widerlegung des geozentrischen Irrtums, nämlich des Wahnes, daß die Erde den Mittelpunkt abgibt, um welchen Sonne, Mond und Sterne kreisen, — dort, wenn auch nicht mehr in physikalischem, so doch in moralischem Sinne die geozentrische Annahme, welche die Geschichte der Erdbewohner von so ungeheurer Wichtigkeit erfüllt findet, daß ihr dieselbe den Ausdruck der „göttlichen Weltordnung“ abgibt. Hier sonnenbahnmessende Ausblicke in die schwindelnden Tiefen der Unendlichkeit, wonach die Erde als ein Atom, die Menschheit als ein Schwarm von Sekundengeschöpfen erscheint, und dort die kurzsichtige Beschränkung auf den eigenen engen Horizont und die lächerliche Überhebung, welche dem innerhalb dieses Kreischens sich abspielenden Mückentanz den Namen „Weltgeschichte“ giebt.

Sie können, meine verehrten Zuhörer, wenn Sie über dieses Zurückbleiben der öffentlich vorgetragenen Geschichtswissenschaft nachdenken, hierin die Bestätigung einer allgemeinen Wahrheit finden. Es zeigt sich da wieder, daß jegliches Ding, welches zur Förderung eines außer ihm selber liegenden Zweckes benützt wird, in der eigenen Entfaltung gehemmt ist. So wie ein Baum, der in einem Spaliergang steht, seine Äste nicht nach allen Seiten strecken darf, wie sein natürliches Wachstum es ergäbe, sondern, der französischen Parkanlage dienend, die Zweige, aus welchen er sich sonst eine himmelanstrebende Krone gewölbt hatte, unter der Gartenscheere fallen lassen muß, ebenso muß eine Wissenschaft, die sich Staats- und Kirchenzwecken beugen soll, es dulden, daß die eigenen, ihrem Stamm entspringenden Konsequenzen nach gegebenem Muster gestutzt werden.

Selbstverständlich führten die widerstreitenden Anschauungen, welche einerseits aus frei gesammelten Kenntnissen und andererseits aus programmäßig absolviertem Schulunterricht hervorgingen, schließlich zum Kampfe. Eltern, die nach vollendeter Schulerziehung ihren Geist durch selbständiges Studium fortentwickelt hatten, mußte der wohlfeile, umfangreiche Unter-

richt, der ihren Kindern von staatswegen erteilt ward, nicht länger als Wohlthat erscheinen, sondern ihnen vielmehr das peinliche Gefühl einflößen, daß der Geist ihrer Sprößlinge verkrüppelt werde; daß ihnen die neuesten und stolzesten Errungenschaften der Vernunft hartnäckig vorenthalten bleiben und auf Kosten ihrer leiblichen Gesundheit ihr armes Hirn mit einem Übermaß von Wust und Kram gefüllt wird, welchen abzuschütteln und loszuwerden ihnen ebenso viele Mannesjahre verderben wird, als es ihnen Jugendjahre gekostet hat, ihn sich anzueignen. Vielleicht nicht ganz so grell — aber manche Eltern, die ihre Kinder zur Schule schickten, mußten fühlen, was etwa ein Astronom fühlen würde, dessen Sohn die Astrologie, oder ein Chemiker, dessen Sohn die Alchimie studierte. Das Grausamste an der Sache war, daß der öffentliche Unterricht eine Art Zwangsmaßregel vorstellte, da die meisten Laufbahnen nur jenseits der laudinischen Pässe der Gymnasien und Universitäten lagen. Natürlich mußte die Sehnsucht nach Befreiung, oder mindestens nach Reform, sich regen, und in der Körperschaft der Lehrer selber erschollen die Rufe nach größerer Lehrfreiheit vielleicht am lautesten — doch zumeist vergebens. Langsam begann auch in den Mittelklassen das Bedürfnis nach einer, der neuen Weltanschauung angepassteren Jugenderziehung sich fühlbar zu machen und äußerte sich in den Bestrebungen der sogenannten „freien Gemeinden“; — aber solche Bestrebungen gaben nur Anlaß zu dem Angstruf der Konservativen: „Man will uns die Kindheit verderben — man will sie entchristlichen, entsittlichen!“ . . . und desto strenger verordneten die ministeriellen Erlasse, daß aus den Schulbibliotheken jedes Buch ausgemerzt werde, welches „in religiöser, sittlicher und patriotischer Hinsicht den geringsten Anstoß geben könnte“. Dabei wurde dem Umstand wieder nicht im mindesten Rechnung getragen, daß die moralischen Anschauungen sich stetig entwickeln und umwandeln, daß daher der schulpolizeilich zu überwachende Tarif, nach welchem die ethischen Preise der Unterrichtsstoffe taxiert sind, unmöglich dem jeweiligen wirklichen Wert derselben entsprechen kann.

Was dem Bewußtsein einer Zeit als sittlich gilt, erscheint in einer späteren als barbarisch; was in der einen das höchste religiöse Ideal vorstellt, wird in einer nächsten als Wahnglaube verworfen. Da nun die Erkenntnis von der Wirklichkeit der Dinge, von deren ursächlichem und notwendigem Zusammenhang — mit einem Worte: die Wissenschaft — die einzige Quelle aller fortschreitenden Gesittung und aller sich Geltung schaffenden politischen und moralischen Systeme ist, so folgt, daß die Wissenschaft ganz freigegeben werden muß, wenn man will, daß die junge Generation ungehindert vorwärtsschreite, oder aber ganz geknebelt, wenn das überkommene System in jeder Richtung aufrechterhalten werden soll. Das erste Ideal war zu jener Zeit noch lange nicht erreicht, das zweite schon lange nicht mehr vorherrschend. Alte und moderne Weltanschauung — was man damals eben „modern“ nannte und uns heute so primitiv erscheint — lagen auf allen Gebieten im Kampfe, nirgends heftiger, als auf dem Gebiete der Erziehung, denn diese ist es, welche über dasjenige entscheidet, was jedem Einzelwesen wie jedem Gemeinwesen das wichtigste Gut ist: — der Bestand in der Zukunft.

